

Die Neue Welt

Nr. 17

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Ein Märtyrer.

Ballade von Richard Dehmel.

Netzt sollt Ihr hören ein rauhes Lied,
Von Frieden und Erbarmen leer!
Der Winternachtsturm schreit im Ried
Und peitscht das Schilf wie Heu umher;
Vor seinem Schnauben erstarrt das Moor,
Zerknicken die Binsen, zerbricht das Rohr.

Ein Häuschen umheult er am Haiderand
Und schüttelt die Pfosten der rissigen Wand
Und reißt an den Haspen und Sparren,
Daß sie kreischen vor Frost und knarren
Und drinnen am Ofen die Kinder erschauern
Und dichter zum Schooße der Mutter kauern.

Die streckt, von Aengsten dumpf gerührt,
Zum Vater, der finster mit hastiger Faust
Flugschriften zu Stößen und Ballen schnürt,
Die bittenden zitternden Hände:
„Ach Mann, geh nicht durch's Moor! mir graust.“
Doch Er, aus dem Ballen ein Blatt gezaust,
Liest ihr die Worte am Ende:

Mensch preßte den Menschen in Schmach und Acht,
Weil Jeder nur immer sich selber bedacht.
So habt Ihr Euch selber zu Knechten gemacht.
Drum schaaert Euch, Ihr Schwachen, zusammen!
Stützt Rücken an Rücken zum rettenden Heer,
So schwellen die Wellen zum donnernden Meer,
Die Fünkchen zu tausenden Flammen!

Die Backen zucken ihm, und er spricht:
Drum bettle nicht! drum quäl' mich nicht!
Ich hab's den Genossen geschworen.
Der Wahlruf muß heut noch hinüber in's Dorf,
Sonst geht der Sieg uns verloren.

„Seh nicht, geh nicht! was schiert der Sieg
Dein Weib und die jammernden Kleinen!
Seh nicht, geh nicht! Die zweite Nacht
Erst steht das Eis; o Gott, es kracht,
Es bricht! o sieh mich weinen!

Es schreit zum Himmel! Dein Leben ist mein!“
Da braust er auf vor Zorn und Pein:
Schrei' lieber zu Teufel und Hölle!
Und hebt mit grimmiger Wucht die Last
Und fragt, schon tritt er die Schwelle:

Hat's etwa Dein Herrgott zu Dank Dir gemacht,
Daß ich tagtäglich in den Schacht
Meine Knochen für'n Hungerlohn trage!
Und sollte mein Leben nicht Eine Nacht
Für Glück und Gerechtigkeit wagen?!

Leb wohl! — In's Schloß die Klinke knallt.
Die Windsbraut stößt und ächzt im Schlot.
Am fahlen Horizonte droht
Des Mondes Stirne blank und kalt.
Der Bergmann glüht; er trieft von Schweiß.
Der Mond legt über's dunkle Eis
Eine bleiche Straße.

Der Bergmann glüht, der Bergmann leucht.
Doch bald: dann hat er das Ufer erreicht,
Schon schimmern — da knistert's, da biegt es sich sacht.
Ein Hülfegestammel. Da knirscht es und kracht
Und schollert's; ein Aufschrei verbrodelt im Moor.
Schrill winselt's im Schilf, hohl röchelt's im Rohr.
Hui! zischt es und pfeift's in den Binsen.

O rauher, o rauher, mein rauhes Lied!
Kein Wittwengewimmer! kein Waisengestöhn!
Nach Opfern schreit der Sturm im Ried.
Doch bald: dann kommt der Frühlingsföhn,
Dann schießt in Halme die junge Saat,
Der Tag der Auferstehung naht!

Dann schmilzt im Sturm das morsche Eis,
Dann wühlt er die Opfer empor vom Grund,
Die Helden alle, die Niemand weiß;
Und jedes Todten vermoderter Mund
Wird klaffend nach Rache blecken
Und tausend Lebendige wecken!

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Edmund Schmeiß überlegte. Sollte er gehen und in einer Stunde wiederkommen? Vielleicht war man da wieder nicht zu Haus für ihn. Das war wohl nur eine Finte, um ihn auf gute Manier los zu werden! Nein, er blieb! Nun hatte er sich einmal den Eintritt erzwingen in das Quartier; diesen Vortheil wollte er nicht wieder fahren lassen.

Er erklärte dem Kammerdiener, daß er hier warten wolle, bis das Lunchon vorüber sei. Der Diener maß ihn mit einem verächtlichen Blicke. „Wenn Sie wollen — hier, bitte!“ Er öffnete eine Thür. „Hier können Sie warten.“

Der Kommissiönär sah sich in einem schmalen, einfenstrigen Zimmer, einer Art Garderobe. Es hingen Pelzmäntel und andere Kleidungsstücke an einem Rechen, unter einem Regal stand Schuhwerk. Ein Schlaffsofa war aufgestellt, an den Wänden hingen Bilder und Photographien, die offenbar ausgemustert waren. Geheizt war der Raum nicht.

Obgleich das Ohrgefühl bei Edmund Schmeiß nicht sonderlich entwickelt war, fühlte er sich doch für den Augenblick nicht angenehm berührt, als er bemerkte, wohin man ihn gewiesen hatte. Seine Eitelkeit war gekränkt. Trotz des neuen Zylinders und pikanten Anzuges hatte ihn dieser großbrodige Schuft von einem Kammerdiener nicht für voll angesehen. Er besah sich in einem Stehspiegel, der in einer Ecke des Zimmers stand und wohl eines Sprunges wegen hierher verbannt worden war. Seiner Ansicht nach war Alles „prima“ an ihm. Er hätte ebenfogut ein Offizier in Zivil, ein Baron, ein Graf sein können. Was solche Kataien doch für eine Witterung haben mußten! —

Aber Schmeiß war nicht der Mann, der sich durch peinliche Empfindungen für längere Zeit niederdrücken ließ. Die Behandlung, die ihm zu Theil geworden, war sicher nicht freundlich zu nennen, aber das mußte man schließlich auf's Geschäft schlagen; er sah auf das Resultat, und da war der unzweifelhafte Erfolg zu verzeichnen, daß es ihm gelungen war, in die Nähe des Grafen zu gelangen, der ihn nun doch nicht mehr abweisen lassen konnte. Den Leuten auf den Leib rücken, das war beim Geschäft immer das Schwierigste und das Wichtigste. Nun er einmal hier war, schien ihm der Erfolg so gut wie sicher.

Er hatte sich auf das Schlaffsofa gesetzt und sah sich im Zimmer um. Dort auf dem Tische standen verschiedene Lampen von Bronze, Majolika, ein paar von Berliner Porzellan, Prachtstücke aus der königlichen Manufaktur. So ein Winter in Berlin mußte dem Grafen eine Menge Geld kosten, mit Familie, Dienerschaft, Equipage und dazu erste Etage in „den Zelten“. Schmeiß machte einen Ueberschlag.

Seine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt durch Geräusche aus dem Nebenzimmer. Er hörte Teller klappern und Stimmen durcheinander. Aha, das Schzimmer! Er konnte weibliche Stimmen unterscheiden. Man schien sich gut zu unterhalten, es wurde viel gelacht. Der Kommissiönär wechselte den Platz, um besser zu hören. Mit Grafen und Komtessen hatte er noch niemals zu Tische gegessen; es interessirte ihn doch, etwas davon aufzuschnappen, wie diese Art sich eigentlich unterhalten mochte, wenn sie unter sich war.

Schmeiß hatte ein scharfes Gehör, trotzdem konnte er anfangs kaum mehr verstehen, als einzelne Worte und Sätze, die aus dem Zusammenhang gerissen, keinen Sinn ergaben. Man schien abgeseift zu haben, er hörte wenigstens kein Tellerklappern mehr. Die Unterhaltung wurde in lebhaftester Weise geführt. Er konnte jetzt Einzelnes verstehen, weil er inzwischen gelernt hatte, die Stimmen zu unterscheiden.

Es schienen recht gleichgültige Dinge, von denen sie sprachen. Ein paar Namen hatte der Lauscher auch schon herausgehört. Eine „Wanda“ schien da zu sein und eine „Ida“; jedenfalls also der Graf mit seinen nächsten Angehörigen.

Jetzt rückte man mit den Stühlen, man erhob sich. Es klang dem Kommissiönär fast, als würde ein Tischgebet gesprochen, worüber er sich nicht wenig wunderte. Gleich darauf hörte er eine männliche Stimme sagen: „Herr Graf, der Herr ist auch noch da!“ — „Welcher Herr?“ fragte Jemand. Darauf hörte der Kommissiönär seinen eigenen Namen nennen. „Was will der Mensch nur!“ hieß es. Gleichzeitig ertönte übermüthiges Frauenlachen. „Schmeiß!“ hast Du gehört? „Schmeiß“ heißt der Mensch!“ Ein Klichern und dann: „Möchtest Du Frau Schmeiß heißen, Ida?“ — Das Uebrige verlor sich in Gelächter.

Edmund Schmeiß war erröthet, was ihm selten begegnete. Die Kränkung hatte gefessen. Er knirschte mit den Zähnen. Wer ihn jetzt gesehen hätte, würde haben ahnen können, wessen dieser Mensch fähig, wenn er beleidigt war.

Die Thür vom Korridor wurde gleich darauf geöffnet, der grautöpfige Kammerdiener trat ein und theilte mit, der Herr Graf wolle Herrn Schmeiß jetzt annehmen. Der Kommissiönär fuhr sich schnell noch einmal mit der Hand über den Schnurrbart, zog die Manschetten unter den Ärmeln vor und folgte dem Diener.

Der Graf empfing ihn in seinem Zimmer. Er war ein großer, schlanker Herr. Sein Kopf schien älter als seine Figur. Das blonde Haar lichtete sich bereits stark. Die Nase war lang und etwas zu spitz, um schön zu sein. Die Augen leuchteten groß und freundlich; sie waren das einzig Lebhaftige in dem bleichen, etwas verlebten Gesichte, dem auch der Schnurrbart nichts Martialisches gab. Der Graf trug den Interimsrock.

Edmund Schmeiß hatte zunächst das unangenehme, ihn bedrückende Gefühl niederzukämpfen, einem vornehmen Manne gegenüber zu stehen. Aber das war nur vorübergehend, er beschloß, sich durch nichts imponiren zu lassen. Vornehmheit, gut! die wollte er Jenen lassen; aber ob der Mann so klug sei, wie er, das würde sich erst noch ausweisen.

Der Graf erwiderte die tiefe Verbeugung des Fremden mit einem Knopsnicken, wies auf einen Stuhl, zum Zeichen, daß er Platz nehmen möge, und setzte sich selbst. „Nun, also Herr . . .“ Der Graf dehnte das „Herr“, nach dem Namen suchend. „Schmeiß ist mein Name,“ ergänzte der Kommissiönär. „Ganz recht, Herr Schmeiß! Also was führt Sie zu mir?“

Edmund Schmeiß hatte einen Fuß vorgelegt und stemmte den Zylinder auf das Knie. Dann begann er mit Manieren, die zwischen Unterwürfigkeit, schnüffelnder Neugier und dreister Zudringlichkeit unausgesetzt wechselten, den Zweck seines Kommens in feichter, dabei glatt fließender Rede, wie sie den Handlungsreisenden eigen ist, auseinanderzusetzen.

Der Graf hörte ihm eine Weile mit gelangweilter Miene zu; er feilte inzwischen an seinen Fingernägeln. Als er mit allen zehn Fingern durch war, blickte er auf und meinte, in leicht nieselndem Tone: „Ja, mein Besten — ich weiß nicht — Sie haben behauptet, Sie brächten mir Nachrichten von Saland — unter dieser Voraussetzung allein habe ich Sie angenommen. Ich sehe wirklich nicht ein, was das hier eigentlich soll!“

„Doch, Herr Graf wollen mir nur gütigst gestatten, auszureden. Ich meine nämlich, daß die Interessen der Herrschaft Saland mit meinem Vorschlage sehr eng verknüpft sind. Der Wald des Büttner'schen Bauerngutes grenzt mit dem der Herrschaft, liegt wie ein Keil in dem Forst des Herrn Grafen eingesprengt . . .“

„Das weiß ich selbst, wahrscheinlich genauer als Sie!“ meinte der Graf, welcher ungeduldig zu werden anfing. „Um diesen Wald handele ich schon seit Jahren. Ich werde wohl nun endlich mal dazu kommen. Um lumpige fünfzig oder sechzig Morgen handelt es sich, glaube ich.“

„Der Herr Graf werden aber viel zu hoch be-

zahlen. Wir würden dem Herrn Grafen den Wald billiger verschaffen.“

Der Graf musterte den Sprecher mit erstaunter Miene. Erst jetzt sah er sich den Menschen richtig an, der sich mit solcher Unverfrorenheit an ihn herandrängte. Das schien ja ein possirlicher Bursche zu sein! Der Graf lachte. „Wer sind Sie denn eigentlich, Verehrter? Ich wollte Ihnen bloß bemerken, daß ich keine Zwischenhändler brauche, wenn ich mit einem meiner Bauern handeln will.“

„Herr Graf! Ich komme nicht im eigenen Namen, das würde ich mir nicht erlauben. Ich bin Kommissiönär. Ich komme im Auftrage der Firma Samuel Harrassowitz. Der Name ist Ihnen gewiß bekannt, Herr Graf. Eine große Getreidehandlung, der Inhaber ist ein feiner und durch und durch reeller Geschäftsmann.“

Bei Nennung des Namens „Harrassowitz“ stuzte der Graf. Er war aufgestanden und suchte etwas auf der Schreibtischplatte. „Wir schreiben hier mein Güterdirektor“ . . . Er wühlte in einem Berge von Papieren, die einen etwas ungeordneten Eindruck machten. „Ich kann den Brief gerade nicht finden.“ Den Späheraugen des Kommissiönärs entging die Nachlässigkeit, mit der der Graf in den Papieren stöberte, nicht. „Na, egal! Hauptmann Schroff schreibt mir, daß dieser — dieser . . . den Sie eben nannten . . .“

„Harrassowitz!“ beeilte sich Schmeiß zu ergänzen, der schon bemerkt hatte, daß das Namensgedächtniß des Grafen ziemlich mangelhaft war.

„Ganz recht! Dieser Harrassowitz soll sich ja mit Güterschlächtereien befassen.“

Jetzt hielt es Edmund Schmeiß für zeitgemäß, einen Trumpf auszuspielen. Er erhob sich mit gekränkter Miene, und sagte: „Ich bedaure, daß der Herr Graf so falsch berichtet sind. Harrassowitz ist ein Ehrenmann durch und durch. Er ist mein Freund!“ Er knöpfte seinen Rock zu, wie er es auf dem Theater von beleidigten Helden gesehen hatte, und machte ernsthaft Miene, zu gehen.

Menschenkenntniß war gerade nicht die starke Seite des Grafen. Er war arglos und gutmüthig von Natur. Der Gedanke, Jemanden gekränkt zu haben, war ihm peinlich. Er meinte in beschwichtigendem Tone: „Na, bleiben Sie nur, bleiben Sie! Die Sache wird wohl nicht so gefährlich sein.“

„Ja, aber „Güterschlächtereien“ ist ein schwerwiegendes Wort, Herr Graf! Wenn ich mir meinen Freund Harrassowitz dazu denke. — Ich will ihm die Bemerkung des Herrn Grafen lieber nicht hinterbringen.“

Der Graf merkte die versteckte Drohung nicht, die in diesen Worten liegen sollte. Völlig arglos sagte er: „Die Sache ist nun gut! Segen Sie sich wieder und schaffiren Sie sich nicht unnöthig!“

„Wollen der Herr Graf mich weiter anhören?“ fragte Schmeiß mit gut gehuchelter Miene eines Verletzten, der sich zur Veröhnung bereit finden lassen will. Im Innern triumphirte er.

„Ja, bitte, fahren Sie fort! Was wollen Sie denn eigentlich, oder was will Ihr Harrassowitz von mir? Das verstehe ich immer noch nicht. Da ist dieser Bauer, dieser . . . dieser . . . in Halbenau.“

„Büttner! meinen der Herr Graf jedenfalls.“ „Jawohl, Büttner! Ein alter, ehrlicher Kerl, wie mir scheint, dem die Zwangsversteigerung droht, wie Hauptmann Schroff schreibt. Der Mann soll mit ein paar Tausend Mark zu retten sein.“

„Gestatten der Herr Graf, daß ich hier unterbreche! Die Erfahrungen, die wir mit dem alten Büttner gemacht haben, sind etwas anders geartet. Wir sind der Ansicht, daß der Herr Graf verlockt werden sollen, einen Unwürdigen zu unterstützen. Der Herr Graf sollen Ihr gutes Geld hergeben für eine Sache, die, gelinde ausgedrückt, sehr zweifelhaft ist. Das ist der Plan, hinter den wir gekommen sind. Um das zu verhindern, Herr Graf, bin ich nach Berlin gereist.“

Schmeiß beobachtete, während er mit der Miene des moralisch entriesteten Biedermannes sprach, die Züge des Grafen mit einer Aufmerksamkeit, der nichts entging. Wenn dem Herrn das hier glatt einging, dann konnte er noch eine ganze Portion mehr vertragen. Der Herr Graf ließ seine Augen mit dem Ausdruck höchster Ueberraschung auf dem Sprecher ruhen, er hatte den Mund halb offen, und sah in diesem Augenblicke nicht besonders geistreich aus. „Kennen Sie denn diesen — diesen Bittner so genau?“ fragte er nach einigem Besinnen.

„Wir haben genügende Erfahrung mit dem Manne, ich kann sagen, mit der ganzen Familie gemacht, um erklären zu dürfen, wir kennen die Sippschaft gründlich.“

„Mein Güterdirektor lobt mir die Leute in seinem Briefe.“

„Das Urtheil des Herrn Hauptmann Schrott scheint mir — nun, ich will nichts gesagt haben, weil der Herr Graf etwas auf den Herrn zu halten scheinen. Aber, nachdem er über meinen Freund Harrassowitz derartig geurtheilt hat, kann mir sein Urtheil nichts mehr gelten! Der Herr Graf werden das verstehen!“

„Der alte Bauer soll durch Familienunglück in Bedrängniß gerathen sein, glaube ich.“

„Durch schlechte Wirthschaft und weiter nichts, Herr Graf! Der alte Mann ist ein lieberlicher Wirth und leider auch ein Trinker. Die Söhne sind noch schlimmer, und bei den Töchtern jagt ein uneheliches Kind das andere. Wollen sich der Herr Graf nur erkundigen, dann werden Sie schon erfahren, daß ich nicht übertreibe. Ich bin selbst in dem Hause gewesen, ich kenne die Leute. Auf diese Weise ist die Wirthschaft natürlich immer tiefer heruntergekommen. Jetzt sitzt der Mann in Schulden bis über die Ohren. Harrassowitz ist er Geld schuldig, auch ich habe an ihn verloren. Wir sind mit dem Manne gründlich betrogen worden, weil wir ihn für reell hielten. Wir werden unser Geld einbüßen. Und so geht es verschiedenen ehrlichen Geschäftsleuten. Auch mit seiner eigenen Familie hat er sich überworfen. Der eigene Schwager hat ihn ausgeklagt. Der Herr Graf wollen nur mal nachfragen lassen. Die ganze Sache ist oberfaul!“

Der Graf schüttelte den Kopf. „Wenn das so ist — dann läge die Sache ja in der That etwas anders. Aber, warum ist mir denn das so dargestellt worden?“

„Die bekante Grobmann des Herrn Grafen soll ausgenutzt werden. Man denkt vielleicht: der Herr Graf ist weit weg, in Berlin, und auf ein paar Tausend Mark kommt's ihm nicht an. Man rechnet mit der Menschenfreundlichkeit des Herrn Grafen. Aber, hier wäre Generosität, so schön sie auch sonst ist, nicht am Plage. Gesezt den Fall, der Herr Graf reißen den Mann jetzt heraus — übrigens ist das mit ein paar Tausend Mark keineswegs gethan; ich weiß, daß der alte Bittner namhafte Posten schuldet, bei Leuten, die sich noch garnicht gemeldet haben — also, wenn der Herr Graf jetzt auch bezahlen, werden immer noch Forderungen nachkommen. Das ist wie ein Sieb, wo das Wasser, das man hereingießt, durchläuft. Und wenn der Bauer jetzt auch noch so viel verspricht, in Jahresfrist ist doch wieder Alles beim Alten. Dann ist neuer Bankerott da. Der Herr Graf werden nichts als Aerger und Verdruß gehabt haben und Ihr Geld einbüßen.“

„Das ist doch wirklich traurig!“ sagte der Graf, und dem Tone, in welchem er das sagte, war abzuhören, daß es ihm von Herzen kam.

„Ja, es ist tieftraurig!“ echote Schmeiß.

„Solchen Menschen ist dann allerdings nicht zu helfen.“

„Ganz sicher ist solchen Leuten nicht zu helfen, Herr Graf,“ sagte Edmund Schmeiß mit wichtiger Miene und ernstem Blicken. „Ganz sicher nicht! Da wird so viel geschrieben in den Blättern über die traurige Lage des Bauernstandes. Besonders die Blätter einer freieren Richtung, die demokratischen Organe, sind da immer schnell bereit, dem Großgrundbesitz die Schuld in die Schuhe zu schieben. Die Magnaten werden angeklagt, die Bauern zu

ruiniren, „auffangen,“ wie es da heißt. Von „Bauernlegen“ wird gesprochen. Aber daß die Bauern meistens selbst an ihrem Untergange schuld sind, das sagt Niemand. Die Leute treiben's darnach! Der Bauernstand geht an sich selbst zu Grunde, Herr Graf, nicht durch den Großgrundbesitz. Hier an dem alten Bittnerbauern haben wir einen schlagenden Beleg dafür!“

Edmund Schmeiß hatte die letzten Sätze mit einer gewissen Feierlichkeit in Ton und Geberde gesprochen, als decke er seine innerste Gesinnung auf. Bei dem Grafen waren solche Worte nicht verloren. Auch an ihn waren Klagen und Forderungen, welche die Neuzeit gegen den Großgrundbesitz erhebt, herangeklungen und hatten ihn verdrossen. Diese Vertheidigung der Magnaten klang ihm angenehm in den Ohren.

„Was diese demokratischen Blätter sagen, ist alles Gewäsch!“ erklärte er. „Was verstehen denn diese Leute von der Bauernfrage! Die mögen nur erst mal auf's Land hinausgehen und sehen, wie's dort zugeht, ehe sie ihre rothen Artikel schreiben. Ja wirklich, solche Leute, Redakteure und überhaupt Zeitungsschreiber, die müßten alle 'mal zur Strafe ein paar Wochen das Feld bestellen — was? Die Art Leute hinter dem Pfluge oder beim Düngerladen, wie denken Sie sich das?“

Der Graf geruhte zu lachen über seine eigene heitere Bemerkung, und Edmund Schmeiß verfehlte nicht, mitzulachen; auch fand er den Gedanken hochkomisch. Die Unterhaltung hatte entschieden einen wärmeren Ton angenommen, und der Graf war nicht mehr so unnahbar und von oben herab, wie zu Anfang.

„Nicht wahr? Da kann Einem doch Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn man solch einen Mann seinem wohlverdienten Schicksal überläßt?“ fragte der Graf schließlich.

„Im Gegentheil, Herr Graf!“ rief der Kommissionsär. „Ich meine, es wäre unverantwortlich, wenn man hier einen Finger zur Hilfe rühren wollte. Diesen Leuten ist eben nicht zu helfen, und kein vernünftiger Mensch wird wagen, dies von dem Herrn Grafen zu verlangen.“

Schmeiß hatte nun keine große Mühe weiter, den Grafen zu überreden. Leute von geringem Urtheil und großer Gutmüthigkeit, wie der Graf, sind leicht zur Härte zu verführen. Der Graf ärgerte sich bereits, daß seine Güte wieder 'mal hatte mißbraucht werden sollen, und er gedachte seinem Güterdirektor diesen Versuch nicht zu vergessen.

Der Kommissionsär ging von ihm mit dem Bewußtsein, seine Aufgabe in glänzender Weise gelöst zu haben. Und außerdem kam noch die angenehme Genugthuung befriedigter Eitelkeit hinzu. Der Graf hatte ihn schließlich garnicht mehr schlecht behandelt. Sogar eine Zigarre war ihm vor dem Weggehen angeboten worden.

Mit gehobenem Selbstgefühl verließ Edmund Schmeiß das Haus, und mit dem prickelnden Gedanken, daß diese Aristokraten zwar äußerlich recht vornehm, im Grunde aber doch fürchterlich dumm seien.

XVI.

Eines Tages, als Gustav die Dorfstraße hinabging, begegnete ihm Hauptmann Schrott zu Pferde.

„Gut, daß ich Sie treffe, Bittner!“ sagte der Hauptmann. „Ich wollte eben zu Ihnen. Ich habe Nachrichten in unserer Sache. Leider keine guten! Kommen Sie ein paar Schritte mit mir. Die Stute steht nicht gerne.“

Gustav schritt neben dem Reiter her, welcher weiter berichtete:

„Der Graf will nicht! Mundweg abgelehnt meinen Vorschlag, nachdem er erst Lust gezeigt und ich in Folge dessen unserem Rechtsanwalt schon Auftrag gegeben hatte, mit dem Kretschamwirth zu verhandeln.“

Nun ist auf einmal Kontreordre gekommen von Berlin, sogar auf telegraphischem Wege. Was da vorgegangen sein mag, soll der Teufel wissen! Auf lumpige zweitausend Mark kommt's dem Grafen doch sonst nicht an! Können Sie sich denken, was passiert sein kann, Bittner?“

Gustav vermochte auch keine Erklärung zu geben.

„Ich habe sofort noch einmal an den Grafen geschrieben, weil mir die Sache am Herzen lag. Er hat mir äußerst kurz geantwortet und mich bedeutet, daß wenn er „Nein“ sage, das nicht „Ja“ heiße. Dadurch ist die Sache für mich natürlich erledigt. Ich habe mich zu fügen. Traurig ist das allerdings, tieftraurig!“

Der Hauptmann blickte mit düsterem Gesicht in die Ferne, seine Miene war voll Gram. „Der Teufel verblendet den großen Herren die Augen!“ sagte er, mehr für sich, und biß die Zähne aufeinander.

Die Stute begann unter ihm nervös hin und her zu tänzeln; er hatte sie in Gedanken zu festgehalten. Er ließ, als er den Grund erkannte, ganz mechanisch die Staudenzügel locker und zog die Trense etwas an. „Hoo, hoo!“ rief er, dem Pferde zurend, und klopfte es am Widerrist. „Ja, da ist nun nichts weiter zu machen, mein guter Bittner!“ sagte er nach längerem Schweigen. „Ich wenigstens kann nichts mehr thun, mir sind die Hände gebunden. Nahe geht mir die Sache, das kann ich wohl sagen! Auf dem Laufenden können Sie mich immerhin erhalten, verstehen Sie, Bittner. — Nun, Gott befohlen!“

Damit gab er der Stute einen unmerklichen Schenkeldruck. Die krümmte den Hals, schob das Hintertheil unter und trug den Reiter in gleichmäßig wiegenden Galoppstrümpfen die Dorfstraße hinab.

Gustav blickte ihm mit Wehmuth nach. Er war so sehr Kavallerist geblieben, daß er selbst in diesem Augenblicke, wo ganz andere Sorgen und Klümmnisse ihm näher lagen, doch noch Raum fand für das Gefühl des Neides dem Manne gegenüber, der ein solches Pferd reiten durfte. Er verfolgte den Reiter mit seinen Blicken, bis er ihm hinter den Häusern verschwunden war. Dann wandte er sich seufzend, um nach Hause zu gehen und dem Vater die schlechten Nachrichten zu überbringen.

Der junge Mann fühlte sich sehr niedergedrückt. Die Aussicht, die ihm Hauptmann Schrott eröffnet, war so wunderbar gewesen, daß er wirklich geglaubt hatte, es werde nun Alles gut werden. Er hatte seine Pläne für die Zukunft ganz auf das Gelingen dieses Planes gestellt, und nun war in elfter Stunde Alles gescheitert!

Auf den alten Bauern machte die Nachricht keinen tieferen Eindruck. Er hatte ja nicht an eine Wendung zum Besseren geglaubt.

Der alte Mann hatte sich wieder ganz in sich selbst zurückgezogen. Niemand, selbst Gustav nicht, wußte, ob er überhaupt noch etwas hoffe. Scheinbar ließ er die Dinge gehen, wie sie gehen wollten. Selbst die Nachricht vom Gericht, daß Termin zur Zwangsversteigerung angefest sei, schien ihn nicht merklich zu erregen.

In der Wirthschaft ging Alles seinen gewohnten Gang weiter. Hier merkte man garnicht, welches Verhängniß drohend über dem Gute hing. Die Frlhjahrsbestellung wurde wie alljährlich vorbereitet. Karl fuhr Dünger auf den Kartoffelacker und Jauche auf die Wiesen. Die Frage, wer die Früchte ernten werde, stellte man nicht. Man that seine Arbeit und schwieg. Die Maschine schnurrte weiter, weil sie einmal im Gange war. Wenn nun plötzlich eine fremde Hand eingriff und sie zum Stillstand brachte, was dann? —

Der alte Bauer schien mit einem gewissen Trost dieser Frage aus dem Wege zu gehen. Neben sich er auch nicht mit sich darüber. Gustav bekam zu hören, daß er ein „grüner Junge“ sei, als er einmal davon zu sprechen anfing, was eigentlich nach der Subhastation werden solle.

Und dabei lag die Nothwendigkeit, daran zu denken, so nahe. Wer konnte denn wissen, wer der Ersteher des Gutes sein und was er mit Haus und Hof anfangen werde. Sie mußten gewärtig sein, ihr Heim auf dem Flecke zu verlassen; dann würden sie obdachlos auf der Straße liegen, wohl gar der Armenfürsorge anheimfallen.

Gustav gerieth auch in Anderem mit dem Alten in Widerspruch. Der Bittnerbauer streckte noch immer Geld in das Gut, obgleich es bereits an allen Ecken und Enden zu mangeln begann. Der junge Mann war der Ansicht, daß jetzt keine Verbesserungen mehr vor-

genommen werden dürften, da es doch feststand, daß der Besitz nicht mehr der Familie erhalten werden könne. Aber der Bauer schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, der verlorenen Sache noch möglichst viel nachzuwerfen. Er schaffte einen neuen Pflug an, besserte an den Wegen, stopfte Böcher im Fachwerk des Scheunengiebels und sprach sogar davon, den Kuhstall umdecken zu lassen. Darüber kam es zwischen Vater und Sohn zu einem heftigen Aufritt.

Die Folge war, daß der junge Mann sich mehr denn je von zu Hause wegsehte. Jeder Tag vermehrte seine Einsicht, daß hier Alles unhaltbar geworden sei. Wozu sein Geschick noch länger an das seines Vaters knüpfen, der zu alt zu sein schien, um noch Vermunft anzunehmen. Im Elternhause wurde es immer öder und trauriger. Der alte Bauer lebte ein Leben völlig für sich. Wie ein böser Hund fuhr er aus seiner Hütte, bereit, Jeden zu beißen, der ihn in seiner Verdrossenheit störte. Die Bäuerin weinte viel und hatte an ihrem Leiden zu tragen. Theresie zankte mit Karl. Toni sah in schwüler Gleichgültigkeit ihrer Entbindung entgegen. Bei Ernestine begannen sich unter dem Einflusse all der Widrigen, dessen das junge Ding Zeuge geworden, Eigenucht und Borwitz in nicht gewöhnlichem Grade zu entwickeln.

Gustav hielt sich infolgedessen dem Elternhause, das ihm die Hölle auf Erden zu werden drohte, so viel wie möglich fern. Um so mehr war er bei Pauline Katschner zu finden. Sie und der Junge mußten ihm jetzt Eltern und Geschwister ersetzen.

Der Termin der Hochzeit rückte näher und näher, und Gustav hatte noch immer keine Stellung gefunden. Er dachte manchmal daran, ob es nicht das Beste sei, auszuwandern. Man sah es ja: die Verwandten alle, die von Halbenau weggegangen waren, hatten es zu Vermögen und Ansehen gebracht. Im Dorfe konnte man nie und nimmer zu etwas kommen. Die Heimath war ihm vergällt und verelkt durch so viel traurige Erlebnisse. Also nur fort! Den Staub von Halbenau von den Füßen geschüttelt und anderwärts sein Glück versucht! Aber das war leichter gedacht als ausgeführt. Zunächst einmal: wo sollte er hingehen? In die Stadt! Wer stand ihm dafür, daß er dort Arbeit fand. Und dann, mit Weib und Kind wanderte es sich nicht so leicht, als wenn Einer nur den Ranzen zu schnüren und den Stab in die Hand zu nehmen brauchte. Und schließlich war Gustav auch ein zu guter Sohn, um, trotz seines augenblicklichen Zerwürfnisses mit dem Vater, seine alten Eltern leichten Herzens im Stiche zu lassen. Die kränkelnde Mutter, den alten Mann, der bei seinen Jahren vom Großbauern zum obdachlosen Bettler herabsteigen sollte! Es war ein Jammer! Und Gustav erschien es oft wie Feigheit, daß er gerade jetzt die Seinen verlassen wollte.

In dieser Zeit thaten sich plötzlich für den jungen Mann ganz neue Aussichten auf. (Fortsetzung folgt.)



Aus der Geschichte eines Industriebezirks.

Von A. Winter.

(Schluß.)

Unmittelbar nach den schlesischen Kriegen sah es um den gesammten ober-schlesischen Bergbau sehr traurig aus. Aber bald sollte eine neue Aera der Montanindustrie beginnen, die von der vorherigen grundverschieden war. Die beiden letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts waren für Schlesien die Zeit, in der sich die gesammte Industrie in ihren Keimen entwickelte; Oberschlesien zeigte das in der deutlichsten Weise. Eine totale Aenderung der Verhältnisse trat ein: der Schwerpunkt der Industrie wurde, wenn auch die Tarnowiger Gegend noch wichtig blieb, etwas nach Süden, in die Beuthener Gegend, verlegt, und vor Allem beanspruchte von jetzt ab die Kohlenindustrie unter den übrigen Bergbau eine ganz andere Stellung als früher.

Zwei Männer waren es, die, soweit auf die Thätigkeit Einzelner etwas ankommt, viel zur Hebung Oberschlesiens beigetragen haben: die Freiherrn von

Heinig* und von Neben. Ihre Namen sind heute noch im Industriebezirk oft genannt, eine Heinigsgrube, eine Nebenhütte und ein Nebendenkmal auf dem Nebensberge bei Königshütte u. A. verewigen sie. Beide waren tüchtige Kenner der ausländischen, namentlich der englischen Montanindustrie, und das gab ihnen ihr Uebergewicht über ihre Vorgänger. Neben hat auch dem preussischen Fiskus seinen Antheil am ober-schlesischen Berg- und Hüttenwesen gesichert.

Vier Gründungen von einer für die damaligen Verhältnisse sehr großen Bedeutung waren es, die die neue Periode einleiteten: die Gründung des Eisenwerkes Malapanne in den siebziger Jahren, die der Hütte „Friedrich“ bei Tarnowitz (1784), die der Grube „König“ zwischen Beuthen und Kattowitz (1790) (da, wo heute Königshütte liegt) und die der „Königshütte“ in unmittelbarer Nähe der Königsgrube (1798). Alle vier Werke waren fiskalisch, zwei von ihnen — eins ist eingegangen — sind es noch: die Friedrichshütte und die Königsgrube. Die Gründung der Königsgrube und -Hütte bezeichnen übrigens die Verlegung des Schwerpunktes von dem Norden nach dem Süden, von der Tarnowiger nach der Beuthener Gegend.

Beim ersten der Funde, auf die hin die Friedrichshütte errichtet wurde, war Neben anwesend; ein Pastor Bohl gab zu dieser Geburtsstunde des modernen ober-schlesischen Kapitalismus die geistliche Weihe, indem er eine Bergpredigt hielt. Noch heute begehen die Bergleute Oberschlesiens am Gedentage jenes Fundes, am 16. Juli, feierlich mit gemeinsamem Kirchgang, aber auch mit gemeinsamem Bier- und besonders Schnapstrinken ihr Bergfest. Die Begründer der neuen Aera wußten also, wie ihr Verhalten zeigt, die Bedeutung der Funde für die Zukunft ihres Landes wohl zu schätzen. Sie haben aber schwerlich daran gedacht, daß sich die ober-schlesische Industrie jemals zu ihrer heutigen Größe auszuwachsen würde.

Die wichtigsten Ereignisse, die die Fortschritte der Industrie in der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts kennzeichnen, waren die Aufstellung von „Feuermaschinen“ und die Anblasung neuer großer Hochöfen. 1787 wurde die erste Feuermaschine nach Oberschlesien gebracht. Das Wunderwerk stammte aus England, wurde von Stettin bis Oppeln auf einem Ockerfahne, von da unter entsetzlichen Schwierigkeiten nach Friedrichshütte gebracht, wo sie „nicht ganz unbeschädigt“ ankam. Ihre Anschaffung war durch die Ansammlung von großen Wassermassen in den Schächten nothwendig geworden, zu deren Fortschaffung die „Kohlkünste“ nicht mehr genügt hatten. Sie wog 699 1/3 Zentner und kostete 6976 Thaler 22 Sgr.; die Frachtkosten betragen 1471 Thaler 11 Sgr., die Kosten für Maschinengebäude und Montage 6938 Thaler 2 Sgr. Nach kurzer Zeit mußte eine zweite Maschine gekauft werden. Inzwischen war aber schon in Malapaner Werke eine eigene gebaut worden; verschiedene Theile wurden allerdings dazu gekauft. Erst 1804 wurde eine Maschine ganz in Schlesien gebaut. In alten Schächten kann man noch heute diese Reliquien aus der Kindheit der ober-schlesischen Industrie sehen. Zu diesen Reliquien gehört auch das vergilbte Blatt aus dem Fremdenbuch der Friedrichshütte, auf das Goethe nach der Befahrung eines Schachtes mit Neben sein Epigramm auf die Tarnowiger Knappschaft schrieb (4. September 1790):

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches,
wer hilft Euch

Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es helfen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Etwas zu idealistisch waren diese Verse sicher schon zur Zeit ihrer Entstehung. Trotz „Verstand und Redlichkeit“ sind die ober-schlesischen Knappen immer ärmere Teufel geworden; Geld war und ist der Schlüssel zu den Schätzen der Erde.

Die Heizung der Maschinen mit Kohle war der wichtigste Impuls für die regelmäßige und geordnete Kohलगewinnung. Kurze Zeit nach der Begründung

* Heinig hat u. A. auch einen „Essay d'économie politique“ verfaßt, Basel 1785; er war der Lehrer des Freiherrn von Stein.

der Königsgrube wurde die „Königin Louise“-Grube bei Zabrze eröffnet, die heute mit ihrer 8—9000 Mann starken Belegschaft die größte Kohlengrube Oberschlesiens ist.

Gerade in diesem Jahre feiert die Königshütte das hundertjährige Jubiläum ihres ersten Hochofens; die jährliche Produktion dieses Ofens betrug zirka 40 000 Zentner Roheisen, so viel also, wie heute ein Ofen in zwei Monaten liefert. Der zweite Hochofen wurde 1802, der dritte 1809 und der vierte 1819 angeblasen. Die Königshütte war das bedeutendste Eisenwerk Oberschlesiens und sollte es auch bleiben.

Die Raumverhältnisse dieses Blattes verbieten es uns, die fernere Entwicklung der ober-schlesischen Montanindustrie weiter genau zu verfolgen, so interessant auch eine schrittweise Darlegung ihrer Fortschritte wäre. Wir machen einen Sprung bis in die unmittelbare Gegenwart hinein, um so recht deutlich zu zeigen, was aus den geschilderten Anfängen nach etwa hundert Jahren geworden ist.

Um noch einen Maßstab für die frühere Ausdehnung der Industrie zu gewinnen, bemerken wir, daß der alte Kreis Beuthen 1817, als schon eine Anzahl Werke in gutem Gange waren, nur rund 25 000, und daß Beuthen, die einzige Stadt des Kreises, die diesen Namen verdiente, 2000 Einwohner hatte. Ein Viertelhunderttausend Menschen, von denen überdies die große Mehrheit Ackerbau treibt, läßt auf große und umfangreiche Industriebetriebe nicht schließen.

Gleich hier wollen wir des unmittelbaren Vergleiches wegen einige Bevölkerungszahlen aus der Gegenwart anführen. Das alte Beuthener Land hat jetzt rund 500 000 Einwohner, zwanzig Mal so viel als vor 80 Jahren; im ganzen Industriebezirk aber, zu dem wir besonders noch Gleiwitz rechnen müssen, und der auch sonst über die Grenzen des Beuthener Landes hinaus gegriffen hat, wohnen zirka 800 000 Menschen.

Die Industrie hat sich als eine kräftige Städteerbauerin erwiesen. Zwar heißen noch sehr viele große Ortschaften mit 5, 10, 15 und mehr Tausend Einwohnern Dörfer; im Grunde genommen sind es Städte, und die offizielle Statistik faßt sie auch zum Theil als solche auf. Die sogenannten Städte aber sind in einer Weise angewachsen, wie man es nie ahnen konnte. Das damals so kleine Beuthen hat jetzt zwischen 40 und 50 Tausend und Kattowitz zwischen 30 und 40 Tausend Menschen. Das großartigste Beispiel einer Industriestadt ist aber unzweifelhaft Königshütte.

Die Stadt Königshütte ist erst 29 Jahre alt und ist schon jetzt die größte Stadt Oberschlesiens, wie bereits oben erwähnt wurde. Bei ihrer Gründung hatte sie zirka 14 000 Einwohner, jetzt besitzt sie über 50 000, und das, ohne daß seit 1869 umliegende Ortschaften eingemeindet worden wären. Das Anwachsen der Einwohnerzahlen ist ein peinlich genauer Maßstab für die Entwicklung der Industrie. Im ersten Jahrzehnt verdoppelte sich die Bevölkerung. Der Verkauf der bis 1870 fiskalischen Königshütte an den Grafen Hugo Hensel von Donnersmarck, die Verwandlung des Wertes in eine Aktiengesellschaft — eine „blutige“ Gründung! — und das ausgezeichnete Geschäft in den ersten Jahren dieses Jahrzehnts erklären das. In den nächsten zehn Jahren wächst die Einwohnerzahl nur auf 32 000; der Geschäftsgang war ruhig, zeitweise schlecht. In den nächsten neun Jahren dagegen ging es desto rapider vorwärts; Königshütte allein hat jetzt noch einmal so viel Einwohner, als vor 80 Jahren die sechs Kreise des Industriebezirks zusammen hatten. Die glänzenden Geschäftsergebnisse namentlich der letzten Jahre, die außerordentlich günstigen Wirkungen des russischen Handelsvertrages u. A. spiegeln sich in den Einwohnerzahlen wieder.

Mit einem kurzen Ueberblick über die ober-schlesischen Industrierwerke und ihre Ergebnisse wollen wir schließen.

Oberschlesien besitzt 54 Kohlenbergwerke mit einer Gesamtbelegschaft von 56 000 Arbeitern und Arbeiterinnen; die gesammte Kohlenförderung beläuft sich auf 20 Millionen Tonnen im Werthe von über 100 Millionen Mark.

Die Zahl der Eisenerzgruben beträgt 47; über 3000 Arbeiter fördern circa 500 000 Tonnen im Werthe von 2 1/2 Millionen Mark. Zink- und Bleierzgruben giebt es 36 mit circa 10 000 Arbeitern, die über 700 000 Tonnen Erze im Werthe von fast 12 1/2 Millionen Mark fördern.

Oberschlesien besitzt ferner elf große Eisenhütten mit circa 4000 Arbeitern, die circa 700 000 Tonnen Roheisen und Nebenprodukte im Werthe von rund 33 Millionen Mark erzeugen. Es besitzt weiter 25 Eisengießereien mit 2400 Arbeitern; die Produktion beträgt über 50 000 Tonnen im Werthe von über 7 Millionen Mark. Dazu kommen 19 Eisen- und Stahlwalzwerke, die mit 16 000 Arbeitern über

Glätte und Silber im Werthe von fast 6 Millionen Mark.

Koks- und Zunderanstalten finden wir 14; sie beschäftigen ca. 3700 Arbeiter, die ca. 1,3 Millionen Tonnen im Werthe von über 24 Millionen Mark erzeugen.

Den Schluß bildet die chemische Industrie mit 5 Betrieben und nicht ganz 800 Arbeitern; der Geldwerth der Produkte beträgt etwas über eine Million Mark.

Die gesammte obereschlesische Montanindustrie hat 1896 produziert 23,5 Millionen Tonnen im Werthe von circa 300 Millionen Mark; sie beschäftigte rund 110 000 Arbeiter.

dagegen nur von 101 000 auf 108 100. In diesen vier Jahren sind insgesammt über 33 000 Berg- und Hüttenleute in den Betrieben getödtet oder verletzt worden, nach den Zahlen des letzten, des grausamsten Jahres 1896 mit seinen 10 017 „Todten und Verwundeten“ — das Wort vom „Schlachtfeld der Arbeit“ ist hier wörtlich, nicht bildlich zu nehmen — findet eine buchstäbliche Dezimierung der Arbeiter statt; jeder zehnte Mann hat zu erwarten, daß er in einem Jahre erschlagen oder verletzt wird, oder jeder Mann kommt in zehn Jahren einmal mit einem Unglück an die Reihe, in zwanzig Jahren zweimal, in dreißig Jahren dreimal usw.

Das ist die Rehrseite jener durch Produktions-



Der Abenteuer. Nach dem Gemälde von A. Böcklin.

(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

600 000 Tonnen Eisen und Stahl im Werthe von 70 Millionen Mark erzeugen. Die vier Werke für Drahtindustrie usw. beschäftigen 3000 Arbeiter und produziren 54 000 Tonnen im Werthe von fast 12 Millionen Mark.

Einer der wichtigsten Industriezweige für Oberschlesien ist die Zinkerzeugung. Ihr widmen sich 29 große und sehr große Betriebe mit fast 8000 Arbeitern, die allein fast 100 000 Tonnen Rohzink erzeugen; der Gesamtwert der Produktion beträgt 30 Millionen Mark. Die Verarbeitung des Zinks besorgen 5 Zinkwalzwerke, in denen knapp 750 Arbeiter über 40 000 Tonnen Zinkblech im Werthe von 13 Millionen Mark herstellen.

Die Blei- und Silbererzeugung Oberschlesiens ist nicht bedeutend, und doch erzeugen die 2 Werke mit reichlich 600 Arbeitern über 30 000 Tonnen Blei,

Das sind Zahlen, von denen sich weder die Heinitz und Neden im vorigen Jahrhundert, noch viel weniger aber die Bewohner der „freien Bergstadt“ Tarnowitz zu ihrer Zeit etwas haben träumen lassen.

Aber noch ein Ergebnis der obereschlesischen Industrie muß hier hervorgehoben werden, von dem sich die Vorfahren wohl auch nicht haben träumen lassen: die entseßlich hohen und Jahr für Jahr gestiegenen Zahlen der in der Montanindustrie, zumal im Kohlenbergbau, Verlegten und Getödteten. Die Alten kannten die moderne Ausbeutung der Arbeiter mit ihren erschütternden Folgen für Leben und Gesundheit nicht, bei ihnen ging es gemächlicher und weniger gefährlich zu.

Die Zahl der Todesfälle stieg in den Jahren 1893 bis 1896 von 123 auf 264, die der Verletzungen von 6759 auf 9755, die Zahl der Arbeiter

zahlen und Werthe so glänzenden Medaille. Die schleichende Vergiftung der Körper der Arbeiter durch die miserablen Arbeits- und Lebensbedingungen und die dadurch herbeigeführte, aber nicht immer festzustellende Verkürzung der Lebenszeit übergehen wir dabei noch.

Die Hauptschuld daran trägt die Thatsache, daß in Oberschlesien noch viel mehr als sonstwo der Industrie feudalismus herrscht. In anderen Industriebezirken bildet sich erst in diesen Jahren ein gewisser Fabrikfeudalismus heraus, in Oberschlesien hat er stets geherrscht. Die agrarischen Herren des Industriebezirks, etwas über ein halbes Duzend ungeheuer reicher Leute, Grafen, freie Standesherrn und Fürsten, haben fast drei Viertel der Bodenfläche des Industriebezirks in ihrem Besitz; ihnen gehörten auch dieselben Antheile an der Industrie. Die obereschlesischen Agrar-

magnaten waren in alter Zeit die trotzigsten und probigsten Ausbeuter und Gegner des Volkes und, z. B. bei Gelegenheit der sogenannten Bauernbefreiung, der Regierung und der Krone, wenn sie ihnen nicht zu Willen waren. Ihre Erben lassen ihre Abstammung deutlich genug erkennen.

Daher kommt es, daß der oberschlesische Industriebezirk, obgleich er eben ein Industriebezirk ist, dennoch zu den rückständigsten und traurigsten Gegenden Deutschlands gehört. Auf der Armut, Dummheit und Unfreiheit einer hunderttausendköpfigen Proletariatsmasse beruht der schwindelnde Reichtum einiger wenigen Leute, die aus Ueberfluß nicht wissen, was sie besitzen und wie sie ihr Einkommen verzehren sollen, während Die, die ihnen eine solche Existenz ermöglichen, oft aus Mangel nicht wissen, wovon sie leben sollen.

Auch das ist ein wichtiger Unterschied zwischen dem Einst und dem Jetzt des oberschlesischen Industriebezirks. —



Die Geschichte des Wagens.

Von P. M. Grempe.

Die ersten Vorrichtungen zur Fortbewegung von Lasten waren Schleifen oder Schlitten. Diese Fuhrwerke ohne Räder wurden aus parallelen Hölzern, die durch Querverbindungen ihren Halt erhielten, hergestellt. Die den Boden berührenden Seiten der Rufen wurden geglättet und später mit Eisen beschlagen. Dieses primitive Beförderungsmittel diente besonders den alten Ägyptern zur Fortbewegung ihrer kolossalen Steinfiguren. Zur Verringerung der bedeutenden Reibung, die das Schleifen verursacht, wendete man geeignete Schmiermittel an. Später verwendete man kreisrunde Walzen, die unter die Schlitten gelegt wurden.

Durch Vergrößerung der Walzen und durch Anbringung einer Achse, um welche die Walzen gedreht wurden, entstand das Räderfuhrwerk. Die Zeit der Erfindung des Räderfuhrwerks läßt sich nicht genau ermitteln; wahrscheinlich kamte man es schon zwei Jahrtausende vor Christi Geburt. Die älteste Form dieser Fuhrwerke dürfte der zweirädrige Kriegswagen sein, der mit einer Lenkstange versehen war und von zwei Zugthieren (Pferden) gezogen wurde. Jedenfalls dürften diese Kriegswagen gemeint sein, wenn es in der Bibel heißt: „Pharao nahm sechshundert Wagen und was sonst von Wagen in Ägypten war.“ Derartige Fuhrwerke erhielten schon frühzeitig an Stelle der vollen Scheibenräder, die sich aus Radkranz, Speichen und Nabe zusammensetzten. Nur für Lastfuhrwerke blieben die vollen Scheibenräder der zweirädrigen Wagen lange Zeit im Gebrauch. König Salomo benutzte beim Tempelbau Lastwagen mit etwa 725 Millimeter hohen Rädern, deren Achsen, Naben, Speichen und Felgen gegossen waren.

Die Streitwagen der alten Griechen waren durchweg zweirädrig; aus der Iliade geht aber hervor, daß Lastfuhrwerke mit vier Rädern bereits im Gebrauch waren.

Die Perser versahen ihre zweirädrigen Kriegswagen mit scharfen Eisen, um so die sich dem Wagen entgegenstellenden Feinde zerfleischen zu können; sie schmückten aber auch derartige Schlachtwagen mit vielen Zierrathen. Der Wagen Darius III. war bunt bemalt, mit Gold und Silber verziert und mit kostbarem Riemenzeug ausgestattet. Vierrädrige Wagen dienten im persischen Heere zur Beförderung der Führer und der Frauen. Ein besonders prachtvoller Wagen mit vier Rädern diente zum Transport des Reichthums Alexander des Großen von Babylon nach Alexandrien. Dieser Wagen war mit einem gewölbten Dach versehen, welches auf sechzehn jonischen Säulen, die auf dem Wagenkasten befestigt waren, ruhte. Vier Deichseln mit je vier Jochen

dienten zur Bespannung; da jedes Joch für vier Maulthiere eingerichtet war, so kamen vierundsechzig dieser Zugthiere zur Verwendung.

Die Triumphwagen der römischen Feldherren waren zweirädrig und hatten eine runde, geschlossene Form; eine Thür diente zum Einsteigen. Diese Wagen waren an den Wänden mit Gold, Silber oder Edelsteinen geschmückt, hin und wieder auch mit Schnitzereien aus Elfenbein verziert. Zur Bespannung wurden meist Pferde von weißer Farbe genommen; der Triumphwagen des Kaisers Gordianus wurde dagegen von vier Elefanten gezogen. Als Prachtwagen zur Beförderung von zwei bis drei Personen hatte das zweirädrige Carpentum weite Verbreitung gefunden. Es war ein kastenförmiger Wagen mit Baldachin und wurde von Maulthieren gezogen. Während dieses Gefährt noch von hinten bestiegen werden mußte, war das ebenfalls zweirädrige Cistum ohne Bedachung so eingerichtet, daß der hinten geschlossene Wagenkasten von vorn zu besteigen war. Die gallische Rheda war ein vierrädriger Wagen, der zur Beförderung mehrerer Personen diente, der aber auch mit einer Decke versehen werden konnte und dann meist als Fracht- und Heerwagen für Personen und Gepäck benutzt wurde. Die reich verzierten Wagenseiten ließen zwischen zwei Rädern einen tiefen Einschnitt zum Einsteigen offen. Eine Abart dieser Wagen war die Carruca, welche gewöhnlich nur für zwei Personen Platz bot und als Luxuswagen reich mit edlen Metallen geschmückt war. In der Kunst des Wagenbaues hatten es die Römer so weit gebracht, daß sie vierrädrige Kastenwagen zum Transport von Kranken herstellten und im Innern mit Polstern versehen; sie hatten Korbwagen zur Beförderung von Personen, auch kannten sie Last- und Leiterwagen zur Fortschaffung von Fässern und anderen Gegenständen.

In Byzanz finden wir am Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. zweirädrige Wagen im Gebrauch, die mit einem Verdeck aus Teppichen versehen waren. Vom Kaiser Percadius wird berichtet, daß er seinen Wagen von zwei auserlesenen Maulthieren, die vollständig weiß und mit Gold überdeckt waren, ziehen ließ, und daß der aus lauter gebogenem Golde gearbeitete Wagen die Bewunderung aller Zuschauer erregte. Man staunte die purpurfarbenen Vorhänge an, den weißen Teppich, die Edelsteine und die goldenen Platten, die, durch das Fahren zitternd bewegt, einen hellglänzenden Schimmer ausstrahlten.

Die Beförderungsmittel der fränkischen Könige waren dagegen höchst einfach; sie bestanden meist aus einfachen Karren mit Ochsengespann. Wird doch noch von Karl dem Großen (768—814) berichtet, daß er sich eines einfachen Wagens, der mit vier Ochsen bespannt war und durch einen nebenher gehenden Treiber geleitet wurde, als Beförderungsmittel sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande bediente. Der König Johann von England benutzte im Jahre 1200 einen zweirädrigen Wagen, dessen Kasten ohne Federn auf der Radachse festsaß, dessen Räder aus einem kreisförmigen Holzstücke gefertigt und mit Schnitzereien verziert waren; der Wagen wurde von einem Pferde gezogen, während der Führer nebenher schritt.

Weite Verbreitung fanden im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die vierrädrigen Verdeckwagen, die theilweise durch eine Mittelwand in ein Abtheil für Frauen und in ein solches für Männer geschieden waren. Diese Fuhrwerke wurden auch wohl ganz mit Leder überspannt hergestellt, wobei dann die gewölbte Decke und die Seitenwände an den Kanten durch große messingene Nägel mit dem Kastengerippe verbunden wurden. Wohlhabende Personen ließen das Wagengestell mit vergoldeter Bildhauerarbeit versehen und häufig Dach und Wände des Fuhrwerkes aus Seidenstoffen oder kostbaren Goldstoffen anfertigen.

Die Benutzung des Wagens für den Personen-

transport wurde durch die Einführung des Riemengehänges wesentlich gefördert. Bisher waren nämlich die Wagenlasten unmittelbar auf den Radachsen befestigt, so daß alle Stöße und Erschütterungen unvermindert übertragen wurden. Während bereits im Jahre 1568 der Herzog Wilhelm von Bayern seiner Braut einen solchen in Riemen aufgehängten Wagen schenkte, müssen diese Wagen in Frankreich erst bedeutend später Eingang gefunden haben; wurde doch noch 1610 Heinrich IV. in Paris in einem Wagen ermordet, der diese wichtige Einrichtung zur Verminderung der Erschütterungen nicht aufzuweisen hatte.

Verschiedentlich erließen auch einzelne Fürsten gegen die Benutzung der Wagen Verbote, so Philipp II. von Pommern im Jahre 1608. Beckmann erwähnt, daß „den Lehnsherren nämlich zu sehr daran gelegen war, daß ihre Vasallen zu allen Zeiten gleich zu Pferde dienen konnten, als daß sie das Fahren im prächtigen Wagen hätten begünstigen sollen. Sie sahen voraus, daß der Adel sich dadurch des Reitens entwöhnen und zum Kriegsdienste unfertiger und ungeschickter machen würde. Diener, Männer und Frauen, Weltliche und Geistliche ritten auf Pferden oder Maulseln, und Frauen und Mönche noch bequemer auf Eselinnen. Der Minister ritt zu Hofe, und sein Pferd ging allein, ohne Führer, zu seinem Stalle zurück, bis es ein Bedienter wieder nach Hofe brachte, um den Herrn abzuholen.“

Im Jahre 1643 veranstaltete der Herzog August in der Stadt Wolfenbüttel nach dem Abzuge der Oesterreicher einen Feiertag, bei dem eine ganze Reihe mehrspänniger Kutschen zur Verwendung kam. Bald kamen Kutschen auf, deren Wagenkasten aus einem Rundbau bestand; die obere Hälfte der Seitenwände wurde mit Glasfenstern versehen und diese in luxuriöse Rahmen gefaßt.

Dem Unternehmer Nicolaus Sawage gebührt das Verdienst, als Erster in Paris im Jahre 1650 Wagen und Pferde zum beständigen Vermietten bereit gehalten zu haben. Da das Gebäude, in dem er Remise und Stallungen hatte, den Namen des heiligen Fiacre (Königs der Schoiten im siebenten Jahrhundert) trug, nannte man nachher alle Personen, die öffentliches Fuhrwerk unterhielten und auch bald die Wagen selbst „Fiacres“. Ein solcher Fiacre bot damals sechs Personen Platz, doch mußte an jeder Seitenthür eine Person, das Gesicht nach außen gekehrt, sitzen. In London führte schon fünf- und zwanzig Jahre früher ein Seeoffizier Miethkutschen ein, die Hackneys genannt wurden und deren Vermehrung im Jahre 1635 Karl I. verbot, da sie den Straßen und Gemeindegassen schädlich und gefährlich gewesen wären.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts kamen die sogenannten „Berliner“ auf. Der Wagenkasten dieser Wagen hatte vier Sitze und hing nicht nur in Riemen, sondern hatte auch hölzerne oder stählerne Federn zur Abschwächung der Erschütterungen. Mehr und mehr kamen nunmehr die eisernen Gestellkonstruktionen auf, die in England eine so eigenthümliche Form erhielten, daß sie im Jahre 1799 wie folgt beschrieben wurden: „Die neuesten englischen Kutschen hängen so außerordentlich hoch, daß ein dreimal sich ausschlagender Fußtritt erforderlich ist, um hinauf zu kommen. Verhältnismäßig sitzt auch der Kutscher so hoch, daß er beinahe in die erste Etage eines Hauses sehen kann und gewiß den Hals bricht, wenn er herunterfällt.“

Eine wichtige Verbesserung war die Einführung der Räder mit Gummireifen, wodurch die Erschütterungen der Wagen bedeutend vermindert werden. In Anbetracht der großen Kosten dieser Gummireifen sind aber derartige Wagen verhältnismäßig selten anzutreffen. In letzter Zeit hat man versucht, Wagen mit pneumatischen Gummireifen an den Rädern einzuführen; die Versuche haben ergeben, daß derartige Wagen $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ weniger Reibung verursachen, als solche mit gewöhnlichen Rädern. —



Die Bretonin.

Von André Theuriot. Deutsch von Wilhelm Thal.

An einem Sommerabend, dem Vorabend von St. Katherine, drehte sich das Gitter der Strafanstalt von Sainte Auberive in seinen Angeln und ließ eine Frau von etwa dreißig Jahren hindurch, die ein abgeschabtes Wollkleid trug, während sich auf ihrem blassen und von dem Gefängnisleben stark aufgedunsenen Gesicht eine Stattmhaube schaukelte. Es war ein weiblicher Sträfling, den man eben freigelassen hatte. Ihre Gefährtinnen im Zuchthause nannten sie die „Bretonin“. Sie war wegen Kindesmordes vor gerade sechs Jahren eingeliefert worden, und jetzt sah sie sich, nachdem sie ihre paar Lumpen und ihr verdientes Geld von der Gefängniskanzlei abgehoben, wieder in der Freiheit, mit ihrem Reisepasse, der nach Langres visirt war.

Der Postomnibus, der nach Langres fuhr, war bereits fort. Schüttern und unbeholfen schleppte sich die Bretonin mühselig nach der besten Gastwirthschaft der Gegend und bat mit unsicherem Tone um ein Nachtlager. Die Herberge war voll, und der Wirth, dem wenig daran gelegen war, solche Galgenvögel zu beherbergen, gab ihr den Rath, weiter bis zur Schenke zu gehen, die am anderen Ende des Dorfes gelegen war.

Die Bretonin ging, noch scheuer und verschüchterter als vorher, ihres Weges und klopfte an die Thür dieser Schenke, die eigentlich nur eine Kantine war. Die Wirthin betrachtete sie mit mißtrauischem Blicke, sie vernunthete in ihr jedenfalls ein Weib aus dem Zuchthause und schickte sie schließlich fort, indem sie behauptete, sie hätte kein Nachtlager. Die Bretonin wagte nicht, auf ihrer Bitte zu bestehen, sondern entfernte sich mit geknicktem Haupte, während sich in ihrem Herzen ein dumpfer Haß gegen die Menschheit erhob. Es blieb ihr nichts weiter übrig, als Langres zu Fuß zu erreichen.

Im November bricht die Nacht schnell herein. Die Wanderin sah sich bald in dichten Nebel eingehüllt, als sie auf der grauen Landstraße dahinschritt, die sich zwischen den beiden Baumreihen hinzog.

Nach sechs Jahren eines einsamen Lebens konnte sie nicht mehr ordentlich marschiren; die Kniee waren ihr wie verknötet; und ihre an die Holzschuhe gewöhnten Füße fühlten sich in den neuen Stiefeln gehindert. Nachdem sie eine Meile gewandert, wurden ihr die Füße dick, und sie fühlte sich matt. Sie setzte sich auf einen Brellstein und fragte sich zitternd, ob sie in dieser schwarzen Nacht, bei diesem eisigen Winde, der sie bis auf die Haut durchschauerte, vor Kälte und Hunger umkommen sollte.

Plötzlich war es ihr, als höre sie auf der öden Landstraße, trotz des Windgeheul's, die schleppenden Töne einer singenden Stimme. Sie lauschte und hörte eines jener zarten, eintönigen Liedchen, mit denen man die Kinder in den Schlaf singt. Nun erhob sie sich und wanderte nach der Richtung dieser Stimme, bis sie an einer Wegfrümmung ein Licht bemerkte, das durch die Stämme fiel.

Fünf Minuten später erreichte sie eine Lehnhütte, deren Dach mit Erdschollen bedeckt war und durch deren einziges Fenster man einen schwachen Lichtschein entdeckte. Mit bebendem Herzen entschloß sie sich anzuklopfen. Der Gesang verstummte und eine Tagelöhnerin öffnete ihr; eine Frau in demselben Alter wie die Bretonin, doch von der Arbeit bereits gebeugt und welk. Ihre an mehreren Stellen zerrissene Jacke zeigte die erbfahle und verbrannte Haut; ihre rötlichen Haare drängten sich unordentlich unter einer kleinen Leinenhaube hervor, während ihre grauen Augen erstaunt die Fremde anstarrten, deren Gesicht ihr unheimlich vorkam.

„Guten Abend!“ sagte sie, die Lampe hochhaltend, „was wünschen Sie?“

„Ich kann nicht weiter,“ murmelte die Bretonin

mit schmerzestückter Stimme. „Die Stadt ist weit, und wenn Sie mich für diese Nacht beherbergen wollten, würden Sie mir einen großen Dienst erweisen . . . Ich habe Geld . . . und werde Sie für Ihre Mühe bezahlen.“

„Treten Sie ein,“ sagte die Andere nach kurzem Zögern, dann fuhr sie in mehr neugierigem als mißtrauischem Tone fort: „Warum haben Sie denn nicht in Auberive übernachtet?“

„Man wollte mich nicht aufnehmen . . .“ Dabei senkte die Bretonin den Blick und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Weil ich . . . aus dem Zuchthause komme! . . . Darum trauen mir die Leute nicht!“

„Ah! . . . Na, treten Sie nur ein; ich fürchte nichts, denn ich habe stets nur das Glend kennen gelernt . . . Es wäre Unrecht, einen Menschen bei solcher Kälte vor der Thür zu lassen . . . Kommen Sie . . . ich werde Ihnen eine Streu zurecht machen . . .“

Mit diesen Worten holte sie aus der Ecke mehrere Bündel trockenes Stroh und breitete es am Herde aus.

„Sie wohnen hier allein?“ fragte die Bretonin schüchtern.

„Ja, mit meiner Kleinen, die in's siebente Jahr geht . . . Ich arbeite im Walde und verdiene damit unseren Lebensunterhalt . . .“

„Ihr Mann ist todt?“

„Ich habe nie einen gehabt,“ versetzte die Andere heftig; „die arme Kleine hat keinen Vater . . . Na, Jeder hat sein Theil . . . Da ist Ihr Bett und da sind auch noch einige Kartoffeln, die vom Abendessen übrig geblieben sind . . . Das ist Alles, was ich Ihnen anbieten kann . . .“

Sie wurden von einer Kindesstimme unterbrochen, die aus einer von der Stube durch eine Bretterwand getrennten dunklen Kammer kam.

„Gute Nacht!“ fuhr sie fort; „ich gehe wieder zu der Kleinen, die sich sonst fürchtet. Schlafen Sie recht gut!“

Sie nahm die Lampe, ging in die Nebenkammer und ließ die Bretonin in der Dunkelheit zurück.

Diese hatte sich auf der Streu ausgestreckt. Nachdem sie gegessen, versuchte sie, die Augen zu schließen, doch der Schlummer wollte nicht kommen. Durch die Scheidewand hörte sie die Fleuriotte — so hieß die Frau — mit leiser Stimme mit der Kleinen sprechen, die durch das Erscheinen der Fremden aufgeweckt und nicht wieder einschlafen wollte. Die Fleuriotte streichelte das Kind und küßte es unter süßen Worten, deren naiver Ausdruck die Bretonin seltsam erregte.

Dieser Ausbruch der Zärtlichkeit weckte ein unklares Gefühl der Mutterliebe in dem Herzen dieses Weibes, das einst verurtheilt worden, weil sie ihren Neugeborenen erstickt hatte. Die Bretonin dachte, daß ihr Kleiner jetzt das Alter dieses kleinen Mädchens haben würde, „wenn die Dinge sich nicht so böse gewendet hätten“. Bei diesem Gedanken und bei dem Ton dieser kindlichen Stimme erbeute sie bis in's innerste Herz; es zerschmolz etwas in ihrem verhärteten und verbitterten Innern, und sie hatte große Lust zu weinen.

„Na, vorwärts Kind!“ sagte die Fleuriotte; „schlafe schnell wieder ein. Wenn Du artig bist, gehe ich morgen mit Dir auf den St. Katherinen-Jahrmarkt.“

„St. Katherin, das ist das Fest der Kleinen Mädchen, nicht wahr, Mütterchen?“

„Ja, mein Herz.“

„Ist es wahr, daß die heilige Katherine den Kindern an diesem Tage Spielzeug bringt?“

„Ja . . . manchmal!“

„Warum bringt sie denn nie zu uns welches?“
„Wir wohnen zu weit . . . und dann sind wir ja auch zu arm!“

„Sie bringt also nur den Reichen was! . . . Warum denn? . . . Ich möchte doch auch Spielzeug haben . . .“

„Na, ja, nächstens wird sie Dir vielleicht auch etwas schenken . . . Wenn Du artig bist und hübsch wieder einschliffst.“

„Na, dann werde ich schlafen, damit sie morgen etwas bringt . . .“

Dumpfes Schweigen. Dann ein gleichmäßiges, leises Athmen. Das Kind ist eingeschlummert und die Mutter ebenfalls. Nur die Bretonin konnte nicht schlafen. Ein gleichzeitig zartes und quälendes Gefühl preßte ihr das Herz, und sie dachte mehr als je an den Kleinen, den sie einst erstickt hatte.

Das dauerte bis zum Tagesanbruch. Beim ersten Schein der Sonne huschte die Bretonin leise aus dem Hause, eilte hastig nach der Richtung von Auberive und blieb bei den ersten Häusern stehen. Hier ging sie langsam die einzige Straße hinauf und betrachtete die Schilder der Läden. Schließlich schien eines derselben ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie klopfte an die Scheiben und ließ sich öffnen. Es war ein Stramladen, in dem es auch Kinderspielzeug gab, armseliges, veraltetes Spielzeug; kleine Puppen, Menagerien, Baukästen . . . Zur großen Verwunderung der Verkäuferin kaufte die Bretonin Alles, bezahlte und verließ den Laden.

Sie schlug wieder den Weg nach der Hütte der Fleuriotte ein, als eine Hand sich schwer auf ihre Schulter legte. Sie wandte sich um und zitterte, als sie sich einem Gendarmen-Brigadier gegenüber sah. Die Unglückliche hatte vergessen, daß es den entlassenen Sträflingen verboten ist, sich in der Nähe der Strafanstalt aufzuhalten! . . .

„Anstatt hier herumzubbummeln, sollten Sie schon in Langres sein!“ sagte der Brigadier in strengem Tone. „Vorwärts, marsch!“

Sie wollte sich näher erklären. Verlorene Mühe. Im Nu holte man einen Karren, ließ sie unter der Begleitung eines Gendarmen aufsteigen, und vorwärts, Kutscher!

Der Karren rollte klappernd auf der eisigen Landstraße dahin. Die arme Bretonin preßte mit trauriger Miene ihr Paket mit den Spielwaaren in den erstarrten Händen. An einer Biegung der Landstraße erkannte sie den Fußpfad; ihr Herz klopfte hörbar und sie bat den Brigadier, er möchte anhalten lassen; sie hätte der Fleuriotte, einer Frau, die zwei Schritte entfernt wohne, etwas zu bestellen. Sie bat so dringend, daß der Gendarm sich rühren ließ. Man band das Pferd an einen Baum und ging dann den Fußpfad entlang. Vor der Thür stand die Fleuriotte und spaltete Holz. Als sie ihren nächtlichen Besuch in Begleitung eines Gendarmen wieder sah, blieb sie mit offenem Munde und erstaunter Miene stehen.

„Still!“ flüsterte die Bretonin, „schläft die Kleine noch?“

„Ja, aber . . .“

„Legen Sie ihr diese Spielsachen leise auf ihr Bett! . . . Ich war nach Auberive zurückgegangen, um sie zu holen, doch ich scheine nicht das Recht zu haben, und man bringt mich nach Langres . . .“

„Heilige Mut — . . .“ schrie die Fleuriotte.

„Still!“

Sie traten an das Bett. Von dem Gendarmen begleitet, kramte die Bretonin die Puppe, den Baukasten und die Menagerie auf der Decke aus, küßte den nackten Arm des schlafenden Kindes und sagte dann, sich zu dem Gendarmen wendend: „So, jetzt können wir weiter fahren!“



Der Abenteuerer. Das Boot, das ihn von seinem Naubneiß, der kleinen Felseninsel, an diese Küste gebracht, wird abgestoßen. Nur steht er allein. Die Kraft seiner Arme und gute Waffen sind sein einziger Schutz. Die Mannen, die ihm zu Diensten sein sollen, wird er sich im fremden Land werden. Er weiß, welchen Gefahren er entgegen geht. Viele vor ihm haben es versucht, in dieses Land einzubringen. Sie sind unterlegen. Ihre Gebeine bleichen im Strandsand. Aber er sucht die Gefahr. Er will den Männern, die bisher alle Angriffe zurückgewiesen, Macht und Ruhm erwerben. Hoch richtet er sich im Sattel auf; sein Auge späht scharf und sucht den Feind. Es ist, als ob er Besitz ergreife von dem Lande, in das er einfällt. Mächtig schreitet sein Ross aus, achlos über die Gebeine hinweg, dem Unbekannten entgegen. . . So verkörpert Arnóld Böcklin den italienischen Söldnerführer der Renaissanczeit, den Condottiere. In diesem Abenteuerer wird das Treiben der verwegenen Gefellen lebendig, die in den Kämpfen der kleinen Stadtstaaten in Italien des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine so große Rolle spielten — der Storga, Colleoni usw. Mit gewordenen Truppen, Fremden und Einheimischen, zogen sie im Lande umher und boten ihre Dienste an. Wenn ihnen das Glück hold war, schwangen sie sich wohl auch zu Fürsten der Staaten auf, für die sie gewonnen waren. Das Selbstbewußte und Gewaltthätige eines solchen Charakters hat Böcklin zu mächtiger Wirkung herausgearbeitet. Der Standpunkt des Betrachtenden ist so niedrig gewählt, daß der Reiter fast in ganzer Größe gegen den hellen Himmel steht. So gewinnt er eine Silhouette, deren wuchtiger Linienaufbau etwas Uebervolltätiges hat. Wie in den Linien, die durch die Bewegung des Pferdes entstehen, das unaufrichtsame Vordringen charakterisiert wird! Unter der wuchtigen Last wird der Schritt schwer und lang, senkt sich der Kopf, quellen die Augen hervor, schlägt der Schwanz unruhig wie bei einem schwer arbeitenden Lastpferde. Alle Linien sind schräg gestellt und nach vorn geneigt, drängen gleichsam vorwärts. Von diesen runden Linien hebt sich die straffe Haltung des Reiters in starkem Kontrast ab. Breit sitzt er im Sattel. Aus seiner Haltung, wie er fest in die Bügel tritt und die Linke auf den Sattelmans setzt, wie er den Kopf zurückwirft, fäßt man die Spannung, in der alle Muskeln sich befinden. In den Linien des Schädels, in dem vorgebauten Kinn, dem Sternnaden liegt eine ungeheure, brutale Kraft und Energie. Das Bewegungsmotiv, diese wenigen großen, kühnen Linien, prägt sich auf den ersten Blick ein. Der Leser wird sich des früher in der „Neuen Welt“ veröffentlichten Bildes „Der Krieg“ von Franz Stud erinnern; daran sieht man, wie eine solche Bewegung für den jüngeren Künstler fruchtbar geworden ist. . . Die tiefe Ruhe der landschaftlichen Umgebung, der helle Hintergrund verstärkt noch den Eindruck des Bildes. Die Schatten werden länger, ein heißer Sommertag geht zur Rüste. Kein Lüftchen rührt sich. Leise rauschen die Wellen an den Strand; von den Genossen dringt das letzte Geräusch herüber; sonst herrscht rings Todtenstille. Um so stärker wirkt das Leben, das in dem Reiter konzentriert ist. Wie ein Ungewitter fällt er in das Land. Zerstörung und Plünderung, Mord und Brand werden den Weg zeichnen, den er genommen. . .

Farbige Architektur. In den bildenden Künsten erleben wir in der Gegenwart einen tiefgehenden Umchwung in den künstlerischen Anschauungen. Die „Bedarfskunst“, die künstlerische Bearbeitung der Dinge, die uns täglich umgeben, rückt gegenüber der „reinen Kunst“, der Malerei und Bildhauerei, in den Vordergrund. Dabei ist es nur folgerichtig, wenn sich die Umständlichsten der Künstler, die sich dem Kunstgewerbe zuwenden, jetzt vor die allgemeinste Aufgabe gestellt sehen: Wie kommen wir zu einem den heutigen Bedürfnissen angepaßten und unserem Geschmack zusagenden Wohnhaus?

Die Aufgabe ist hier von vornherein verschieden, je nachdem es sich um das Miethshaus oder das Privathaus für eine einzelne Familie handelt. Dem Miethshaus werden stets bestimmte Grenzen gesteckt sein, die eine freie Entfaltung des Künstlers unmöglich machen. Der steigende Bodenpreis in den Großstädten hat den Baumeistern eine möglichst große Raumausnutzung zur unabwiesbaren Nothwendigkeit gemacht. Die Wiederholung derselben Aufgaben in den verschiedenen Stodwerken erfordert einen um so größeren Schematismus, je kleiner die einzelnen Wohnungen sind. Die Ausnutzung des Raumes ist aber das Einzige, worin es die heutigen Baumeister zu einer ganz raffinierten Fertigkeit gebracht haben. Damit sind zugleich gewisse Bequemlichkeiten in der Treppenanlage und eine große Uebersichtlichkeit des Hausplans in den modernen Normalbauten gegeben. In allen Anderen aber, z. B. in der Gestaltung der einzelnen Räume, in der Fensteranlage, in der Anordnung der Thüren, zeigt sich eine große Unfähigkeit in der Konstruktion. Den einfachsten Anforderungen der praktischen Bedürfnisse und des guten Geschmacks wird nicht Genüge getan. Von diesen müßte eine gesunde Architektur aber ausgehen.

Einen noch schlimmeren Beweis für den heutigen Tiefstand des Geschmacks giebt die übertriebene Prunksucht, die nur zufrieden ist, wenn an jedem Götchen eine Schmuckform untergebracht ist. Diese Neigung hat sich besonders

stark entwickelt unter dem Vorbilde des italienischen Palastbaus, der zunächst auf die Ausbildung einer prunkvollen Fassade ausging und oft dem monumentalsten äußeren Eindruck die Bedürfnisse des Innern opferte. Vor allen Dingen wurden, wie bei diesem, die Fenster Elemente des Schmuckes. Die regelmäßige Vertheilung gleich großer einzelner Fenster erschien im Interesse einer schönen Fassade unerlässlich. Auf dasselbe Vorbild geht auch die überwiegende Betonung der horizontalen Linie und die daraus folgende scharfe Abgliederung der einzelnen Stodwerke zurück. Ferner erschien der Sandstein als der einzige würdige Baustein. So man ihn nicht anwenden konnte, weil er zu theuer ist, wollte man ihn wenigstens nachahmen, und so tödtete sein vornehmes Grau die Farbenfreudigkeit der früheren Hausarchitektur. Der Cementbewurf der Steinhäuser mußte nun durchaus auch grau sein. Daher denn das ermüdende Grau und bei der Gleichförmigkeit der Fassadenbildung das ewige Einerlei heutiger Großstadtstraßen.

Im Wesentlichen steht der Privatbau heute auf keiner höheren Stufe, obwohl die Verschiedenheiten der Aufgaben wenigstens eine größere Fülle von individuellen Lösungen hervorriefen. An Stelle des einen gab es hier sehr viele Stile, die man nachahmen konnte. Oft sieht man sogar an demselben Bau die verschiedensten Stile in heillosen Verwirrung angewendet.

In den Verjuden, zu einer neuen, strengen Forderungen genügenden Hausarchitektur zu kommen, gelangen im Allgemeinen zwei Prinzipien deutlich zum Ausdruck: Die unbedingte Rücksichtnahme auf die praktischen Bedürfnisse und die Betonung des Werthes der Farbe für den Schmuck des Hauses. Man greift hierbei wohl auch auf ältere Vorbilder zurück. In vielen Bauernhäusern und in den kleinen Häusern der kleinen Städte finden sich noch Reste einer koloristischen Architektur. Freilich sind auch diese in Gefahr, von den „Errungenschaften“ der Großstädte vernichtet zu werden. Alfred Lichtwark, der Direktor der Hamburger Kunsthalle, weist im „Par“ diese Entwidlung an dem Beispiel zweier kleinen Städte am Nordabhange des Harzes, Klausthal und Bellerfeld, nach, die besonders deutlich zeigen, was jetzt in ganz Norddeutschland geschieht. Noch kann man aber das Wesen der koloristischen Architektur an ihnen erkennen.

Die beiden Städtchen liegen in einem sanften Hügellande. Die Schönheit der sie umgebenden Natur machen nicht felsame, romantische Landschaftsbilder aus, sondern das schlichte und doch so abwechslungsreiche Spiel der Luftstimmungen. Zu jeder Tages- und Jahreszeit, bei jedem Wetter giebt diese Landschaft ein völlig anderes Gesamtbild; immer liegt aber in ihren einheitlichen, harmonischen Farben ein tiefer Reiz. Und dieser Umgebung ist die Hausarchitektur der beiden Städte angepaßt. In ihr ist Alles auf die Verwendung der Farben im großen Stil gegründet. Schon aus der Ferne gehen die leuchtend rothen Ziegeldächer und die schwärzlich schimmernden Schieferdächer mit dem Grün der Bäume, zwischen denen die Häuser versteckt liegen, zu einem schönen, freundlichen Wille zusammen, das sich sehr fein in die Gesamtstimmung der Natur einfügt. Auch im Einzelnen sind die Häuser rein farbig gehalten. Es sind im Wesentlichen zwei Typen: Das Haus mit Holzverschalung und die Einleitung mit Schiefem. Das Erstere ist in der Regel mit rothen Ziegeln bedeckt; die Holzwände sind dann in einem gut passenden grünen oder gelblichen Ton gestrichen. Darin sitzen dann die Fenster, sehr fein und wirkungsvoll abgefaßt in weißen Rahmen, und die Fensterläden und Hausthüren meist ochenblutfarben, auch wohl dunkelgrün oder blaugrün. Bei der Schieferbekleidung giebt den Grundton der schwärzliche oder auch graue Schiefer. Auch hier sind die Fensterrahmen weiß, die Läden und Thüren in passenden Farben. Zuweilen sieht auch ein rothes Ziegeldach auf einem sonst mit Schiefer bedeckten Hause. — Wo die Farbe in dieser Weise angewendet wird, da kommt keinerlei formaler Schmuck dagegen auf. Nur an der Hausthür findet sich eine bescheidene Verzierung.

Diese Hausarchitektur ist freilich durchaus noch nicht alt. Ziegel- und Schieferdach haben das frühere Schindeldach erst unter dem Einfluß der Versicherungsgesellschaften verdrängt, also seit der Mitte des Jahrhunderts. Die Prinzipien dieser Bauart stammen wohl aus Holland oder Belgien.

Die Umwandlung geht sehr vorsichtig, aber gründlich vor, natürlich unter dem Einfluß der Vorbilder in den großen Städten. Es ist schon ein solches Wohnhaus eines Maurermeisters hingebaut, ein farbloser Steinbau mit symmetrischer Fensterbildung, der in dieser Umgebung als ungeheure Geschmacklosigkeit wirkt. Sein Verfall hat es jedenfalls auf der Bauschule nicht anders gelernt, und die Nachbarn werden ihn beneiden und einen ähnlichen Kasten haben wollen. Der Prozeß der Umbildung ist schon im Gange. Zuerst wird die Farbigkeit beseitigt. Die früher farbigen Wände tragen zum Theil schon den Anstrich in Steinfarben. Die Thüren sind vereinzelt sogar schon „holzfarben“ gestrichen, was zu den blanken Messinggriffen sehr schlecht steht. Ebenso sind die früher weißen Fenster jetzt im Naturton gehalten und nur lafirt oder holzfarben gestrichen. Der schönste Schmuck ist den Häusern damit geraubt; sie sehen nun wie todt aus;

zum Ersatz dafür finden sich die Ansätze zu stark überladenen formalen Schmuck. Es wird nicht allzu lange dauern, und die alte Bauart wird ganz verschwunden sein.

Selbstverständlich kann man nicht wünschen — auch wenn es möglich wäre —, diesen Prozeß rückgängig zu machen, ebensowenig wie das alte Vorbild auf Großstadtverhältnisse ohne Weiteres übertragen werden kann. Durch die Ausnutzung des Raumes, in gewisser Beziehung auch durch größere Bequemlichkeit, durch größere Festigkeit und bessere Schuttwahrung gegen Feuer und Wetter ist die moderne Bauweise doch weit überlegen. Es kann sich eben nur darum handeln, die Anregungen nutzbar zu machen, welche die rein farbige Behandlung der Bauglieder für die Ausstattung des heutigen Großstadthauses bietet. —

Wie viel wiegt die Luft? Die Luft, der feine Stoff, der die ganze Erde umgiebt, hat ein respektables Gewicht, was man bei seiner Zartheit garnicht vermuthen sollte. Man kann das leicht feststellen, wenn man eine Glasfugel oder Glasbirne, wie sie für Röntgenstrahlen gebraucht wird, luftleer pumpt und wiegt; läßt man dann Luft hinein, so ist sie etwas schwerer, und zwar wiegt ein Liter Luft 1,3 Gramm, also etwas mehr als den 1000sten Theil eines Liters Wasser, dessen Gewicht bekanntlich ein Kilogramm ist. Um das Gewicht des ganzen Luftmeeres zu ermitteln, das sich rings um die Erde ausdehnt, müßte man seinen Rauminhalt bestimmen; dadurch würde man aber zu einem falschen Resultat kommen, weil die Luft, je höher man steigt, um so dünner und leichter wird. Man kann das Gewicht viel einfacher mit Hilfe des Barometers berechnen; hier drückt die Luft in eine an einem Ende geschlossene und luftleer gemachte Röhre durch das offene Ende Quecksilber hinein und treibt es durch ihr Gewicht etwa 76 Centimeter hoch. Einer so hohen Quecksilbersäule hält die Luft also das Gleichgewicht, und daher ist das 10—12 Meilen hohe Luftmeer gerade so schwer, wie es ein Quecksilbermeer von 76 Centimeter Höhe sein würde. Ein Kubikcentimeter Quecksilber wiegt 13 $\frac{1}{2}$ Gramm, eine Quecksilbersäule von einem Quadratcentimeter Querschnitt und 76 Centimeter Höhe, also 76 Mal so viel, was ein wenig mehr als 1000 Gramm oder 1 Kilogramm ergibt; mithin drückt die Luft auf jeden Quadratcentimeter der Erdoberfläche mit der Kraft von 1 Kilogramm. Für die ganze Erde, welche die artige Größe von 500 Millionen Quadratkilometern hat, ergibt dies einen sehr respekablen Druck; jeder Quadratmeter hat nämlich 10 000 Millionen oder 10 Milliarden Quadratcentimeter, und somit beträgt jener Druck 50 Millionen mal 10 Milliarden, das sind 5 Trillionen Kilogramm oder 50 000 Billionen Doppelzentner.

Daß die zarte, feine Luft ein so erhebliches, geradezu unvorstellbares Gewicht hat, sollte man kaum für möglich halten; doch erklärt sich das immerhin aus der ungeheuren Ausdehnung des Luftmeeres, das sich über die ganze Erde erstreckt. Aber selbst auf einen kleinen Raum drückt die Luft schon ganz erheblich. Eine gewöhnliche Tischplatte von einem Quadratmeter Oberfläche muß bereits einen Druck von 10 000 Kilogramm oder 100 Doppelzentnern aushalten; daß sie dabei nicht zerbricht wird, hat seinen Grund in dem Umstand, daß der Luftdruck nach allen Seiten gleichmäßig wirkt und daher von unten nach oben ebenso stark ist, wie von oben nach unten; außerdem ist er, auf die kleinsten Oberflächeneinheiten berechnet, nur gering. Weil dieser Druck überall vorhanden ist, nehmen wir ihn für gewöhnlich auch nicht wahr, obwohl ein erwachsener Mensch, der 1 $\frac{1}{2}$ Quadratmeter Oberfläche hat, einen Luftdruck von 150 Doppelzentnern aushalten muß. Unter diesem Druck, der von allen Seiten und von innen nach außen ebensowohl wie umgekehrt wirkt, haben sich alle unsere Organe entwickelt; deswegen stört es uns garnicht, sondern es ist uns geradezu nothwendig, und ein Fehlen wird uns sofort unangenehm bemerkbar. Steigt man z. B. im Luftballon zu hoch, so daß der Luftdruck erheblich geringer wird, so dringt das Blut aus den Poren unseres Körpers hervor; wir sind eben an die Erde, an den Boden des Luftmeeres gewöhnt, und unser ganzer Körper ist den hier vorhandenen Bedingungen angepaßt, die wir nicht übermäßig abändern dürfen, ohne dauernden Schaden zu erleiden. —

Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträte, bei dem alle Häuser mit geladenen Gewehren behangen wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt werde? Ist es aber mit den europäischen Rächern anders? Man sieht hieraus, von wie europäischem Einfluß die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Gesetz über sich erkennen, oder wenigstens, wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind.

In der Kirche singen immer Die am lautesten, die falsch singen. Grellparzer.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.